

Die Flut Ein Roman von Mariët Meester

Aus dem Niederländischen von Birgit Erdmann



2003 - J.M. Meulenhoff
ISBN: 9789029073127



2020 - Uitgeverij Caprae
ISBN: 9789083108407

Einleitung

Eine junge Frau aus Amsterdam hat sich in ihrem Holzwohnwagen auf einer Warf im niederländischen Poldergebiet zurückgezogen. Weil sie gern eine Woche allein und vollkommen für sich sein möchte, verdeckt sie sogar den Spiegel mit einem Tuch.

Auf der Warf befinden sich noch fünf weitere Menschen: ein Bruder und seine Schwester, Bruder und Schwester genannt, ein junges Paar aus Rotterdam und ein aggressiver Verkäufer von Melkmaschinen, dem die Ich-Erzählerin in Gedanken den Namen "der Marktschreier" verpasst hat und den sie nur mit Herr vom Tabbert anspricht. Er steht mit seinem hochmodernen Caravan der Marke Tabbert am Fuße der Warf und hat als Provokation einen Anhänger in ihrem Garten abgestellt.

Nach außerordentlich schweren Regenfällen ist der ganze Polder ringsum der Warf überschwemmt. Das Wasser steht bis kurz unter der Flutwassergrenze. Einen Tag und eine Nacht geht die Hauptfigur davon aus, dass die anderen fünf kurz vor der Überschwemmung geflüchtet sind.

An diesem Punkt der Handlung setzt das übersetzte Fragment aus dem Roman *Die Flut* von Mariët Meester ein. Das Buch ist 2003 im Verlag J.M. Meulenhoff erschienen und wurde kürzlich vom kleinen niederländischen Verlag Caprae in einer Neuauflage wiederveröffentlicht. Anlass: das Thema Hochwasser ist aktueller denn je. Die Figuren in *Die Flut* sind wie in einem harten Lockdown, also mit einer radikalen Einschränkung ihrer Lebensumstände konfrontiert. Sie müssen sich durchschlagen und irgendwie miteinander umgehen, ohne zu wissen, wie das Ganze enden wird. Wie reagieren Menschen in einer solch heiklen Situation? Und hat das Hochwasser etwas mit der Klimaveränderung zu tun, die sich in einem Land, das sowieso schon größtenteils unter dem Meeresspiegel liegt, auf diese Weise zeigt? In einer zeitgenössischen Variante des Sintflut-Mythos schreibt Mariët Meester mit unterkühltem Humor über den menschlichen Überlebenswillen. Es entfaltet sich eine grimmige, doch auch ergreifende Geschichte, in der die Schicksalsgenossen allmählich nicht mehr ohne einander auskommen können.

Mit dreizehn hatte ich mir angewöhnt, meine Haare zu zwirbeln, wenn ich ins Grübeln kam. Nachdem mir klar geworden war, dass keiner mehr auf der Warf war, dass ich auf diesem trockenen Plateau in dem endlosen Wasser ganz auf mich allein gestellt war, zog ich sofort das Tuch vom großen Spiegel. Praktisch unentwirrbare Büschel entdeckte ich auf meinem Kopf, als hätte ich Kletten im Haar.

„Du stehst das durch“, sagte ich beschwichtigend. „Geh und plünder die Kühltruhe von Bruder und Schwester. Und wenn du gerade mittendrin bist, kommt bestimmt ein Hubschrauber und rettet dich.“

„Hast du irgendetwas bemerkt, das auch nur annähernd so aussieht wie ein Hubschrauber?“, antwortete mein Spiegelbild. „Geschweige denn ein Flugzeug? Nicht einmal einen Segelflieger, obwohl hier doch ein Sportflugplatz in der Nähe ist. Der Luftraum ist merkwürdig leer. Und im Wasser treibt immer mehr Plastik und anderer Müll. Es muss etwas sehr Schlimmes passiert sein.“

„Dann bau dir doch ein Boot.“

„Und wohin willst du bitteschön fahren?“

Ich machte vor Schreck einen Satz, als ich ganz nah, hinter dem Spiegel, ein Geräusch hörte, ein Poltern, es wurde an die Tür gepocht.

Rettung!, war mein erster Gedanke, doch ehe ich ihn zu Ende denken konnte, hörte ich Bruders Stimme. „Bist du da? Wir haben Hochwasser.“

„Ja, das ist mir aufgefallen.“

„Darf ich reinkommen?“

Ich ließ ihn in den Wagen und bot ihm Kaffee an. Er brachte den vertrauten Geruch von Mist und Milch mit. Während er mit zusammengepressten Knien auf meinem roten Samtsofa saß und so wie ich vorhin an meinem Haarschopf am Futter seiner Jacke rupfte, setzte ich auf dem Ofen Wasser auf und machte mich dann mit Filter und Kaffee zu schaffen. Ich ließ mir extra viel Zeit, in der Hoffnung, der Besuch würde sich so länger hinziehen.

„Wir haben Hochwasser“, sagte Bruder nach dem ersten Schluck Kaffee noch einmal. Dann begann er wie ein in die Enge getriebenes Tier zu winseln. Auch mir schossen Tränen in die Augen. Fünf oder zehn Minuten gaben wir uns dem Selbstmitleid hin, das so wohltut,

obwohl ich vermutete, dass es bei Bruder um mehr als nur um Selbstmitleid ging. „Willem, Willem“, meinte ich ihn schluchzen zu hören. Das war der Name seines verstorbenen Bruders.

Bei der zweiten Tasse Kaffee erzählte er, dass auch die anderen noch auf der Warf waren. Der Marktschreier war, genau wie ich vermutet hatte, früh morgens in der Flutnacht panisch weiter hoch gefahren, das Wasser hatte schon über den Reifen gestanden. Und nachdem der Wind den Caravan mitsamt den Rotterdamern ein Stück verschoben hatte, waren auch die beiden Hals über Kopf zum Bauernhof geflüchtet. Kurz darauf war ihr Caravan in Stücke gerissen und von der Warf geweht worden. Keiner war verletzt, nur Schwester war ein Dachziegel auf die Schulter gefallen. Bruder erzählte vom Stalldach, das teilweise vom Wind weggetragen worden war, auf der Seite, die ich von hier aus nicht sehen konnte. Ein paar Kühe hätten eine Weile lang im Regen gestanden. Deshalb war er auch zu mir herübergekommen, wegen der Kühe, sie hätten Durst, aus dem Hahn käme kein Tropfen, und ich hätte doch diese Regentonnen, ob er mein Wasser haben könnte?

Also war nicht nur der Strom ausgefallen, auch das Wasser streikte. Nach einer Sekunde Bedenkzeit sagte ich so ruhig wie möglich: „Wasser haben wir jetzt doch reichlich. Warum bindet ihr nicht ein Seil an einen Eimer und lasst ihn ins Wasser gleiten?“

„Haben wir schon probiert. Sie saufen es nicht, es ist brackig.“

Das Wort „saufen“ wurde seit der Ankunft des Marktschreiers auf der Warf benutzt. Es war genau der kleine Anstoß, den ich brauchte, um nicht nachzugeben. „Wie steht´s mit Pfützen auf dem Grundstück? Probiert doch erst mal, ob die Kühe aus denen trinken.“

Bruder nahm einen letzten Schluck Kaffee und ging. Ich war so verstört, dass ich Nägel kauend von meinem Arbeitszimmer zum Bett und wieder zurück ins Arbeitszimmer ging. Es kam kein Wasser aus dem Hahn. Die Kühe hatten nichts zu trinken. Unsere Lage war noch ernster, als ich angenommen hatte. Ich hatte noch meinen Kanister, die anderen wahrscheinlich die Wassertonne der Rotterdamer, aber was wäre in einer Woche? Wer weiß, vielleicht wollten sie mein Regenwasser gar nicht für die Kühe haben, sie machten doch auch sonst nicht so viel Aufhebens um das Vieh. Bis zum letzten Tropfen würde ich meine Regentonnen verteidigen.

Auf dem Metallbalken des Anhängers saßen zwei Reiher, an jedem Ende einer. Wenn ich Reiher sehe, denke ich normalerweise immer, was für fescche Herren im grauen Dreiteiler, aber jetzt war in

meinem Kopf kein Platz für solche Eskapaden. Ich lief zur Spüle, schob den Vorhang darunter zur Seite und griff nach einem der Gläser mit Zwetschgenkompott, die ich dort neben der Butangasflasche lagerte. Dreißig Stück. Das erste Zwetschgenkompott, das ich in meinem Leben eingekocht hatte. Deshalb gab es fünf Gläser mit ziemlich bitterem Inhalt, ich hatte nämlich nicht gewusst, dass man diese Zwetschgensorte vor dem Einmachen schälen musste. Ich hatte Etiketten darauf geklebt, mit dem Datum. Ich schnappte mir eines der letzten Gläser und löffelte es aus Protest gegen Was-weiß-ich-was restlos aus. Ich dachte gar nicht daran, vernünftig zu sein und mit den ersten Gläsern anzufangen.

Wir waren also vom Wasser eingeschlossen und gleichzeitig hatten wir ein Wasserproblem. Ich war die einzige, die einen Trinkwasservorrat besaß. Ich konnte es ihnen natürlich verkaufen. Ein Liter für ein Kilo Fleisch oder so, schließlich hatten sie Fleisch in der Kühltruhe und das taute bestimmt schon auf. Oder sollte ich vorschlagen, im Tausch gegen mein Wasser den Anhänger wegschaffen und wieder Ordnung in meinem Garten herstellen zu lassen? Dass sie den Zaun reparierten und wieder aufstellten? Mit dem Regenwasser hatte ich einen Trumpf in der Hand. Wenn ich ihn denn in der Hand hatte, es wäre schließlich ein Leichtes, mir nachts mein Wasser wegzunehmen. Trotz des Staubsaugerrohrs konnte ich ganz allein nichts gegen sie ausrichten.

Ich begann, mit mir selbst zu beratschlagen, ob ich Weidenäste absägen sollte, um sie als Waffe zu benutzen. Wenn ich damit herumfuchtelte, würden sie furchterregend zischen. Nein, dachte ich sodann, ich musste versuchen, die Regentonnen hereinzuholen, die Wagentür war mit einem ausgezeichneten Schloss ausgerüstet, drinnen wären sie sicher. Nur wie sollte ich das anstellen, in eine Tonne passten zweihundertfünfundzwanzig Liter? Ich müsste eine Methode finden, das Wasser umzufüllen. Ich hatte eine Spülschüssel, den Wascheimer, drei Töpfe, einen Kessel, eine ganze Batterie Flaschen, außerdem Geschirr wie Gläser und Schalen, notfalls Teller. Ich könnte auch den Eimer aus der Toilette holen. Die Regentonnen waren bis zum Rand voll, vier Mal zweihundertfünfundzwanzig Liter machten insgesamt neunhundert Liter.

Mit einem groben Kamm versuchte ich, die Knoten in meinem Haar zu lösen. Es tat weh. Ich zog stärker, ich wollte, dass es wehtat. Wieder wurde an die Tür geklopft. „Ja?“, rief ich. Meine Stimme klang komisch.

Wieder war es Bruder. Verlegen steckte er den Kopf durch den Türspalt und fragte: „Willst du uns wirklich kein Regenwasser abgeben? Ich muss dich das fragen, sagt Schwester. Und die anderen auch.“

Sie schickten also wieder den Schwächsten ihrer Truppe als Trait d'Union. „Ich brauche es selbst“, antwortete ich. „Entschuldige. Komm doch rein.“

Während sich Bruder auf dem Sofa installierte, auf dem er vorher eine vage, gesäßgroße Delle hinterlassen hatte, überlegte ich, ob ich rasch die Tür abschließen sollte. Bruder wäre dann meine Geisel, und ich hätte die anderen noch besser im Griff als nur mit dem Wasser. Sofort verwarf ich den Gedanken. Bruder mochte nicht der Hellste sein, aber er war ein starker, von Wind und Wetter gegerbter Mann. Das Risiko war zu groß, dass ich das Gegenteil von dem erreichen würde, was ich wollte. Er könnte mich überwältigen, dann wäre ich meinen kostbaren Wasservorrat mit Sicherheit los.

„Wie war das eigentlich damals mit Willem genau?“, hörte ich mich fragen. Wieder musste Bruder weinen. Diesmal ging es mit einem heftigen Schütteln seines Körpers einher, als hätte er einen epileptischen Anfall. Als er wieder in der Lage war, vom Sofa aufzustehen und zur Tür zu gehen, sah er zehn Jahre älter aus.

„Und eure schicke Schüssel, wie steht es denn mit der, könnt ihr fernsehen?“

„Auch davongeweht, schon vor der Flut. Wir haben sie wiedergefunden, aber sie ist kaputt.“

Während Bruder mit hängenden Schultern zum Bauernhof hinübertrrottete, redete ich streng auf mich selbst ein. „Jetzt reicht's aber, hör auf, dich so aufzuführen. Dies ist eine Notlage. Sei edelmütig, wenn auch nur aus Selbstschutz, nur das zählt jetzt. Freunde gewinnen, du musst Freunde gewinnen.“

Und so kam es, dass ich, nachdem ich mindestens eine Stunde bäuchlings auf dem Bett gelegen und über diese neue Geisteshaltung nachgedacht hatte, meine Jacke anzog und Bruder, als er zum dritten Mal vorbeikam und um Regenwasser bat, zum Stall begleitete. Wenn die Kühe so großen Durst hatten, wollte ich das gern mit eigenen Augen sehen. In den letzten Tagen mussten doch regelrechte Wasserlachen auf der Warf entstanden sein. Und wenn es stimmte, dass das Dach halb eingestürzt war, musste es dann nicht auch im Stall Pfützen geben?

Wir liefen Seite an Seite. Es ging ein schwacher Wind. Ich hörte Vogelgezwitscher. Bruder blickte zu Boden, während ich aus

den Augenwinkeln herauszufinden versuchte, ob nicht irgendwo ein Schwan in der Nähe saß, denn im Rahmen meiner veränderten Einstellung hatte ich das Staubsaugerrohr im Wagen gelassen. Ich sah nur einen Hasen, der wie ein missratenes Kaninchen auf viel zu langen und viel zu dünnen Beinen über den Betonweg hoppelte.

Mit seinen Holzschuhen lief Bruder quer durch eine Schlammlache und dann, ohne nachzudenken, durch die nächste. Nein, sag jetzt nichts, instruierte ich mich selbst. Nicht sagen, dass die Kühe aus dieser Pfütze trinken könnten. Neue Mentalität, nobles Verhalten, offene Einstellung. „Wie viele Liter trinkt denn so eine Kuh?“

Er hastete weiter und hörte mich nicht einmal. „Schau“, sagte er matt, als wir bei der großen Flügeltür an der Rückseite des Stalls angekommen waren. Naja, Flügeltür. Nur die linke hing noch in den Scharnieren, die andere lag vornübergekippt auf dem Boden. Auf ihrer Seite gab es überhaupt keine Scharniere mehr, auch keinen Türpfosten, nicht einmal eine Mauer, an der er angebracht gewesen war. Die gesamte rechte Hälfte des Stalls hatte sich in einen Haufen aus Dachziegeln und Mauerbrocken verwandelt. Den hintersten Teil der rechten Seitenwand hatte das gleiche Schicksal ereilt, er war eingestürzt. „Drinne“ standen alle Kühe auf der linken Seite des Durchgangs, angebunden mit den üblichen Eisenketten um den Hals. Was das Dach betraf, hatte Bruder ebenfalls nicht übertrieben. Es war ein Wunder, dass kein einziges Tier verwundet worden war. Rechts bestand das Dach nun hauptsächlich aus ein paar übriggebliebenen Sparren, von denen einige merkwürdig hochragten und andere abgeknickt hin und her baumelten. An ihnen hingen blaue Plastikfetzen, offenbar hatten Bruder und Schwester versucht, einen provisorischen Regenschutz zu bauen.

Ich schwieg. Aber Bruder sagte etwas. Ich konnte ihn nur nicht verstehen, denn seitdem wir aufgetaucht waren, hatten die Kühe eine nach der anderen zu muhen begonnen. Normalerweise mag ich die Geräusche, die Kühe von sich geben, wenn sie im Stall stehen, das Kettenrasseln, das rhythmische Kauen und Wiederkäuen, das ab und zu von einem aufbrodelnden Rülpsen unterbrochen wird oder von einem träge in Gang kommenden, melancholischen Muhen, das die Kraft eines Schiffshorns haben kann. Dies hier aber klang viel trauriger, wie eine Melodie in Moll, ein Chor aus tiefen atonalen Bässen. Weil es reingeregnet hatte, standen die Tiere in einer sehr matschigen Mistschicht, doch das konnte nicht der einzige Grund für ihren Protest sein, es musste doch vom Durst kommen und

vielleicht auch vom Hunger. Vor ihnen auf dem Boden lag Heu, aber keine der Kühe aß es.

„Sie fressen nicht“, brüllte mir Bruder ins Ohr.

„Das sehe ich“, brüllte ich nach einer kurzen Pause zurück, ein besserer Kommentar wollte mir nicht einfallen.

„Sie brauchen erst Wasser.“

„Wie viel?“

„Was?“

„Wie viel Wasser brauchen sie?“

„Jede bestimmt drei Eimer.“

Drei Eimer, hatte ich verstanden. Drei Eimer mal zwölf Kühe, das machte sechsunddreißig Eimer Wasser. In einen Eimer passten bestimmt sieben oder acht Liter, rechnete ich, also wären ein Mal Wasser geben bestimmt zweihundertfünfzig Liter Wasser, fünfundzwanzig Liter mehr als der Inhalt einer Regentonne. Es war städtischer Wahnsinn von mir gewesen, anzunehmen, dass sich Kühe mit Wasser aus Pfützen zufrieden geben würden. Eine Pfütze reichte nicht einmal als Tagesration für ein Kalb.

„Und was ist mit dem Hochwasser?“, versuchte ich es doch noch einmal.

„Brackig.“

Ununterbrochen stießen die Kühe ihr Wehklagen aus. Ich schauderte. Ein drängelndes Bettellied und es appellierte an mein Mitleid. Trotzdem konnte ich nicht einfach mein Regenwasser abtreten, Menschen gehen vor Kühe. Unsere Lage würde nicht ein-zwei-drei vorbei sein, zuerst mussten wir sorgfältig abwägen, ob es nicht doch noch andere Lösungen gab.

„Wir müssen reden.“ Während ich es brüllte, berührten meine Lippen aus Versehen Bruders Ohr. Stachelige Haare wuchsen darauf. Das Ohr selbst war sehr weich. Auf einmal musste ich fast wieder weinen.

Bruder bemerkte entweder nicht, dass mein Mund ihn berührt hatte, oder er tat so, als hätte er es nicht bemerkt. Aber er machte eine Kopfbewegung, die ich als „Komm mit“ interpretierte. Während der infernalische Kuh-Chor noch einmal anschwell, lief ich hinter ihm über die auf dem Boden liegende Tür her und folgte ihm über den Mittelgang des Stalls, immer auf der Hut vor möglicherweise herunterfallenden Dachziegeln oder Balkenstücken. Nachdem wir den Gang zwischen Tenne und Küche erreicht hatten, zog Bruder seine Holzschuhe aus, und ich meine Gummistiefel. „Ist es nicht schlimm, dass das Fell der Kühe, die auf der eingestürzten Stallseite stehen, nass vom Regen ist?“, fragte ich. „Werden sie

sich nicht erkälten?"

Er zuckte die Schultern. „Das merken die nicht.“

Wie Bruder behielt ich meine Jacke an. Auf Socken folgte ich ihm in die Küche. Am Tisch mit dem rot-weiß-karierten Wachstuch saßen Schwester, der Marktschreier und neben ihm die weibliche Hälfte des Rotterdamer Pärchens, die ihre Haare in ein weißes Spitzentuch gebunden hatte. Sie und Schwester beantworteten mein „Hallo allerseits“ recht wohlwollend, der Marktschreier aber starrte weiter in das Bierglas in seiner Hand und presste die Lippen aufeinander. Auch vor den anderen standen Gläser auf dem Tisch. Dazwischen befanden sich angebrochene Eineinhalbliterflaschen Orangenlimonade, aufgerissene Packungen Spritzgebäck und ein Berg Chips, die aus der Tüte geschüttet worden waren.

An der langen Tischseite und mit dem Rücken zur Spüle ließ sich Bruder auf seinen Stammplatz fallen.

„Und?“, fragte Schwester ihn.

Ein Brummen, das zweifellos „wieder nicht“ bedeuten sollte.

Der Marktschreier brummte auch, nur lauter.

„Ach“, sagte Schwester enttäuscht. Dennoch zog sie einen Stuhl näher. Ich zögerte, setzte mich dann aber doch. Sie stand auf, um ein sauberes Bierglas von der Anrichte zu holen. Sie nahm eine neue Limoflasche aus einem Plastikkasten und stellte sie vor mich hin. Mit meinem Eintreffen war es still geworden, obwohl ich ein lebhaftes Gespräch gehört hatte, als Bruder und ich uns im Gang die Schuhe ausgezogen hatten.

Ich mag weder Limonade noch Spritzgebäck, aber jetzt war ich von Herzen bereit, Getränk und Kekse zu akzeptieren. Schon wollte ich nach der Limoflasche greifen und mein Glas vollschenken, da kam mir der Marktschreier zuvor. Mit einer schnellen Bewegung krallte er sich die Flasche und stellte sie neben sein Stuhlbein auf den Boden. „Kein Wasser für die Kühe, keine Limo für Schnösel aus der Stadt.“

Niemand widersprach oder griff ein, auch Schwester nicht. Ich wartete ab, was geschehen würde. Es geschah nichts. Anscheinend waren alle plötzlich stumm geworden, kein Wort kam aus ihnen heraus. Die Uhr lief mit Strom, also funktionierte sie nicht mehr, aber ich schätzte, dass etwa fünf Minuten vergangen waren, ehe ich mich traute, Schwester anzusprechen. „Wie geht´s denn deiner Schulter? Bruder hat erzählt, dass dich ein Dachziegel erwischt hat.“

Sie blickte den Marktschreier an, als bräuchte sie erst seine

Zustimmung, ob sie antworten durfte. Er starrte mit verbitterter Miene in sein Glas. Sie riskierte es. „Ganz gut. Es tut noch weh, aber es hätte schlimmer ausgehen können.“

„Mensch, du hast geblütet!“ Heftiger Widerspruch.

„Josje hat doch ein Pflaster draufgeklebt.“

Josje, die Rotterdamerin. „Wo ist eigentlich dein Verlobter?“, fragte ich so freundlich wie möglich, während mir plötzlich durch den Kopf schoss: Der Scheißkerl klaut doch wohl nicht gerade mein Wasser?

„Rob holt Hilfe“, antwortete sie in ihrem fleischigen Rotterdamerisch.

Ich traute meinen Ohren nicht. „Hilfe? Und wie?“

„Wenigstens ist Rob nicht so asozial wie du, Fräuleinchen aus Amsterdam“, tönte es über das Glas des Marktschreiers.

Ich zwang mich, mich weiter auf die Rotterdamerin zu konzentrieren. Weil der Marktschreier sehr nah neben ihr saß, Stuhl an Stuhl, verlangte dies einige Anstrengung. Ich hatte sie noch nie aus nächster Nähe gesehen. Die Gesichtszüge waren feiner, als ich erwartet hatte. Bruder hatte gesagt, sie wäre fast so alt wie ich, aber das konnte nicht stimmen, sie musste ein ganzes Stück jünger sein. Ihre Haut war makellos, kein Pickelchen, kein Fältchen, doch vor allem ihre Augen fielen mir auf. Sie waren von einem besonderen, nahezu lavendelfarbigen Blau. Mit dem Spitzenschleier über dem Haar sah sie wie eine Braut aus. „Wie holt er denn Hilfe? Ist das nicht viel zu gefährlich?“

„Der Herr hier meinte, es wäre sicher“, sagte sie.

Der Herr hier? Wen meinte sie bloß, den Marktschreier? Nannte sie den Marktschreier „der Herr hier“? Tat sie sich auch schwer mit ihm? Schaffte auch sie es nicht, aus anderen Gründen als ich, seinen Namen auszusprechen, zumindest nicht in diesem Moment? Ich hatte mir immer vorgestellt, der Marktschreier und die Nachbarn von hinten wären die dicksten Freunde.

„Also, äh ... also der Herr hier, der Herr vom Tabbert“, (so konnte ich seinen Vornamen umgehen, seinen Nachnamen kannte ich ja nicht), „also Herr vom Tabbert meinte, es wäre sicher?“

„Mensch, jetzt werd nicht gleich hysthermisch!“

Ich hörte nicht auf, in die lilablauen Augen zu blicken. „Wie holt Rob Hilfe?“

„Mit dem Kanu.“

„Himmel, mit dem Kanu! Hätte er nicht besser ein paar Tage abwarten sollen? Ihr seid wirklich ein großes Risiko eingegangen. Ist er denn ein guter Kanufahrer?“

„Ich find's zum Kotzen, was du da machst!“

Nicht beachten, gar nicht erst beachten, ermahnte ich mich selbst. Rede mit ihr, du hörst ihn gar nicht.

„Der Herr vom Tabbert meint“, (sie benutzte den Namen, den ich ihm verpasst hatte!), „dass es ein teures Kanu ist, das beste, das es auf dem Markt gibt. Du weißt schon, das rote, das immer unten gelegen hat. Rob ist stark, er arbeitet im Hafen.“ Sie sah auf ihre Uhr. „Er ist jetzt seit anderthalb Stunden weg.“

Sie war beunruhigt, das war offensichtlich. Ich hatte nichts davon mitgekriegt, wahrscheinlich hatte ich auf dem Bett gelegen und nachgedacht.

„Was hältst du von der Sache?“, fragte ich Bruder. „Bist du damit einverstanden?“

Schwester antwortete für ihn. „Der Wind ist nicht sehr stark und er kommt aus der richtigen Richtung.“

„Leichter Wind. Rob könnte schon fast in Utrecht sein“, meinte Bruder dann auch, und danach, weil nun die größte Anspannung verpufft war, gerieten wir fünf in eine Diskussion über die Ursachen des Hochwassers und darüber, wie und wann es angefangen hatte und vor allem, wie und wann es vorbei sein würde. In zweieinhalb Tagen, so die durchschnittliche Meinung. Ich dachte sieben, denn ich glaubte, es würde sicher eine Woche andauern, doch Tabberts „nur ein Tag“ und Josjes „nur ein Tag“ drückten das Ergebnis. Bruder und Schwester wetteten, dass wir noch zwei Tage isoliert wären, übermorgen, meinten sie, wäre die Überschwemmung vorbei. Alle vier waren der Ansicht, dass ich die Lage viel zu düster einschätzte, es würde schon alles gut gehen.

„Aber warum habt ihr Rob dann losgeschickt, um Hilfe zu holen?“

„Werd nicht hysthermisch!“

Bei der gemeinsamen Suche nach der Ursache für die Flut war häufig das Wort „Treibhauteffekt“ gefallen. Tabbert zufolge hatte das alles rein gar nichts mit dem Treibhauteffekt zu tun, diese Umweltprobleme von heute würden maßlos übertrieben. Seine Nichte nähme der Umwelt zuliebe keine öffentlichen Verkehrsmittel mehr, sie täte alles mit dem Fahrrad und dem Zug, so ein Theater. Wir, die Schnösel, hätten doch gerade einen alten Schlitten gekauft. Das könnte ich schwerlich „verlügen“, auch wenn er sich über den Preis, den wir für den sogenannten alten Schlitten bezahlt hatten, wundern würde, klassische Sportwagen wie unserer sind nun mal stark gefragt. Aber gut, der Treibhauteffekt also, oder wäre es andersherum wohl nicht eher so, dass bei den Piefkes mal wieder

ein „Rudel“ Flüsse „ausgeschwappt“ wäre, oder die Gierschlünde in Den Haag schlapp auf der faulen Haut gelegen hätten, als man bei uns im Osten vom Land die Flutgebiete bestimmt habe. Oder würde das Wasser doch aus dem Norden oder dem Nordwesten kommen und die Deichgrafen von Friesland und Nordholland wären vom Hochwasser hinterrücks „heiß erwischt“ worden? Das Radio hatte einen Sturm vorhergesagt, das hatten wir alle gehört. Nicht nur mein Radio hatte kurz danach den Geist aufgegeben, auch die anderen hatten keinen Empfang mehr. Schwester war ein paar Mal auf den Traktor geklettert, um es noch einmal zu probieren. Der vorhergesagte Sturm musste einfach die Hauptursache sein, da waren wir uns alle fast einig. Aber dann laut Tabbert nur in Kombination mit einer anderen Katastrophe in der Nordsee oder mit einem Terroranschlag irgendwo weit weg, bei Island oder Grönland, vielleicht sogar bei Alaska oder irgendwo anders in Amerika. Denen mit den langen Rauschebärten und den langen Kleidern wäre alles zuzutrauen, sie könnten selbst dafür sorgen, dass die Eiskappen mit einem Schlag wegschmelzen. Nein, nein, kein Vulkanausbruch auf den Kanaren, da gäbe es schließlich keine Vulkane.

Das Hin-und-Her-Gezeterere schaukelte sich immer höher, aber erst als er mir vorwarf, ich hätte einen „Balken vorm Kopp“, wurde mir klar, dass es ein typisch niederländischer Beschwörungsversuch jener Art war, durch ein eingehendes Abtasten, Beleuchten und Umkreisen eines Problems der Sache Herr zu werden. Es kam auch zu „tauben Punkten“ im Gespräch. Erst hatten Schwester und in geringerem Maße Josje und Bruder noch mitgemischt, doch schließlich lief es darauf hinaus, dass der Marktschreier in unerhörter Lautstärke schwadronierte und ich ihm in ebenso vollem Brustton Paroli bot, während die drei anderen schweigend Limo, Chips und Kekse in sich rein stopften. Ich mag Diskussionen, erst als mir der Balken vorm Kopf vorgeworfen wurde, fiel mir auf, dass Schwester, Bruder und Josje dies schon längst nicht mehr als Diskussion betrachteten, sondern als ordinären Streit.

„Du hast sicher geglaubt, ich krieg die Hose voll, als ich die Warf hochmusste, nicht wahr? Dabei war ich noch so mekkaschlau gewesen, das Kanu mitzunehmen, Fräuleinchen aus Amsterdam.“ Auch brüllte er noch, dass es keinen Sinn hätte, „alles wieder auszuklamüsern“. Sein Sprachgebrauch ist einmalig, unter normalen Umständen hätte ich vielleicht versucht, zu entwirren, ob System dahintersteckte. Aber dies waren keine normalen Umstände, dies waren absolut abnormale Umstände.

Nachdem im Gespräch auch der letzte taube Punkt gefallen war,

ging Bruder mit dem Fernglas raus und kam mit der Mitteilung zurück, dass auf dem Gefängnisdach in Nieuwersluis Menschen sitzen würden. Wir gingen alle mit ihm nach draußen, um uns das anzusehen. Ja, es stimmte, durch die Linsen des Fernglases sah ich dort drüben bestimmt zwanzig Menschen auf dem Dach sitzen oder stehen. Sie hatten eine weiße Fahne. Der Marktschreier war überzeugt, dass jemand die Fahne schwenkte, aber ich glaubte, sie hatten ein Tuch an einem Stock befestigt. Dass es sich bewegte, kam durch den Wind.

Zurück in der Küche, bei noch mehr Chips und noch mehr Limo - ich bekam immer noch nichts ab -, mutmaßte die Rotterdamerin Josje, dass die Menschen auf dem Dach vielleicht irgendwann ein Floß bauen würden und sie dann zu uns rüberfahren würden, um hier nach Essen und vor allem nach Hilfe zu suchen. Dann hätten wir plötzlich einen Haufen Kriminelle auf der Warf, denn neben Militärdelinquenten und abgelehnten Asylbewerbern saßen in Nieuwersluis auch wieder gewöhnliche Häftlinge ein: weibliche Häftlinge.

Am Tisch entstand eine neue Diskussion, in der Tabbert kurz äußerte, dass vielleicht „dufte Bienen“ darunter wären, doch am Ende waren wir uns alle einig, dass wir uns gegenseitig alarmieren würden, sobald sich so ein improvisiertes Floß mit Zuchthäuslern nähern würde. Wenn das Floß dann hier anlegen wollte, würden wir es gemeinsam von der Warf stoßen.

Nein, dies waren keine normalen Umstände.

Pressestimmen über *Die Flut*

- Mariët Meester hat eine unterhaltsame und spannende Abwandlung des Themas geschrieben, das im Fernsehen als Survivalshow wie *Expeditie Robinson* oder *Temptation Island* läuft. Aber ganz anders. Besser. Spannender. Amüsanter. Tödlicher. Grausiger.
Koen Eykhout in *De Limburger*

- Die Figuren tasten einander ab, müssen sich notgedrungen miteinander versöhnen und sich organisieren. (...) Und erstaunlicherweise scheint das kleine Utopia zu funktionieren.
Karel Osstyn in *De Standaard*

- Mariët Meester stellt ihren Roman mitten in unsere Gesellschaft. Ihre Botschaft (...) ist optimistisch: Wenn es wirklich darauf ankommt, können Menschen sich verändern, wenn sie genau wie Weidezweige ein unerwartet neues Leben entfalten.
Wim Vogel in *Het Haarlems Dagblad*

- Mit viel tragikomischer Vernunft geschrieben.

Janet Luis in *Opzij*

- Es bleibt ein Rätsel, warum *Die Flut* von Mariët Meester (...) bei der Vergabe aller Literaturpreise nicht berücksichtigt wurde.

Joep van Ruiten in *Dagblad van het Noorden*

- Wie die biblische Sintflut den Menschen ihre Unbedeutsamkeit und Verletzlichkeit zeigen wollte, so benennt Mariët Meester in *Die Flut* das Dilemma des heutigen Menschen: wie man in einer bedrohlichen Umgebung überlebt. (...) An der Oberfläche ist es eine mitreißende Geschichte. Doch was das Sprichwort über stille Wasser sagt, trifft hier zu, und einmal an der Oberfläche gekratzt, enthüllt der Roman gehörig überraschende Aspekte des menschlichen Daseins. Nach und nach entwickelt sich so eine wunderbar symbolische Erzählung über Stolz und Abhängigkeit, über Autonomie und Hingabe. Als würde das Wasser nach langem Zögern alle Hemmungen wegspülen. Das Ungewöhnliche der gesamten Situation führt auch zu einer sonderbaren sexuellen Konstellation. (...) Die größte Kraft verbirgt sich dabei zweifellos in dem meisterhaften, trügerisch realistischen Stil.

Linde Roels in *De leeswolf*

Über die Autorin



Mariët Meester wuchs im Gefängnisdorf Veenhuizen auf, das in jener Zeit für Außenstehende nicht zugänglich war. Sie studierte an der Academie voor Beeldende Kunsten in Groningen. Nach einer Zeit als bildende Künstlerin und freischaffende Journalistin erschien 1990 mit dem Roman *Sevillana* ihr erstes literarisches Werk. Seither hat sie 15 Bücher veröffentlicht, sowohl Belletristik, als auch literarische Sachbücher. Zudem schreibt sie Essays und Kommentare für die niederländische Tageszeitung NRC. Ihr Werk wurde in verschiedene Sprachen übersetzt, unter anderem ins Russische und Spanische. Im Jahr 2000 war sie eine der beiden niederländischen Teilnehmer*innen beim Literaturexpress, eine von der

Literaturwerkstatt Berlin organisierte sechswöchige Zugreise mit hundert europäischen Kollegen. Hierfür wurde ein Fragment aus ihrem Roman *Bokkevang* und die extra dafür geschriebene Erzählung *Landschap met dieren* ins Deutsche übersetzt. Anlässlich der Publikation ihres Sachbuchs *De mythische oom* schrieb sie einen Essay für das Online-Literaturmagazin *Asymptote*, der als *The Protagonist* im Englischen erschienen ist.

Für mehr Informationen, ausführliche Biografie und Bibliografie siehe: www.marietmeester.nl

Nederlands
letterenfonds
dutch foundation
for literature

Die Übersetzung dieses Fragments wurde von der niederländischen Stiftung für Literatur gefördert.